

Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 10 (1914)
Heft: 1

Nachruf: Karl L. Born : 1864-1914
Autor: Weese, Artur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

A lire ces paroles d'une si touchante simplicité, plusieurs se demanderont, sans doute, si leur auteur aurait jamais pu souhaiter une mort qui fut un plus logique couronnement de sa vie de lutte en même temps que d'espoir en la paix.

Pour honorer la mémoire de notre collègue, je vous invite, messieurs les conseillers, à vous lever de vos sièges.

Karl L. Born. †

1864—1914.

Von Artur Weese.

Mit tiefer Trauer sah Montag am 16. März die Bernische Kunstgesellschaft das Grab über ihrem unvergesslichen Karl Born sich schliessen. Fast ein Vierteljahrhundert lang war er ihr Sekretär und hat Sitzung um Sitzung die Verhandlungen der Gesellschaft als ihr getreuer Chronist aufgenommen. Präsidenten kamen und gingen. Der Sekretär blieb und trat jedem neuen Vorstande mit derselben Hilfsbereitschaft und Sachkenntnis zur Seite. Immer auf dem bescheidenen Posten der zweiten Stelle war er doch so sicher und fest in der Geschäftsleitung, so reich in der Personenkenntnis, dass kein Präsident auf seinem repräsentativen und verantwortlichen Posten ohne seinen Rat und ohne seine zielbewusste Amtsführung der Gesellschaft hätte in der Art vorstehen können, wie sie es getan haben. Jeder von ihnen hat das neidlos und dankbar anerkannt. Alle haben ihrem getreuen und unerschütterlich aufrichtigen Helfer und Berater Karl Born die Ehren zugesprochen, die er verdiente, aber in seiner bescheidenen Zurückhaltung immer von sich abwies. So kam es, dass er selten hervorgetreten ist und niemals danach trachtete, vor der Welt das zu bedeuten, was er im Schosse der Gesellschaft und im engeren Rate seiner Freunde bedeutete.

Wenn er selbst in der Festschrift sagt, dass er der Wahrheit zu Liebe gestehen müsse, er habe das Amt nicht immer aus reiner Begeisterung für die Sache übernommen, sondern mit süsser Miene die saure Pflicht getragen, um sein Inter-

esse an der Gesellschaft wach zu halten, so ist daraus seine Natur und die Auffassung seiner Aufgabe sofort kenntlich. Ihn bringt einmal sein Pflichtgefühl über die inneren Hemmungen hinweg, die die Bürde des Amtes vor ihm aufrichten. Dann aber leitet ihn der Zug zum Ganzen. Als dienendes Glied schliesst er sich dem Ganzen an und findet darin ein Genüge, das ihn, wenn auch nicht vollkommen erfüllt, aber doch so stark beschäftigt und verpflichtet, als es einer männlichen Natur geziemt, die nicht in Eigenliebe und Selbstsucht verkümmern mag. In der selbstlosen Hingabe seiner besten Kräfte trägt er doch einen Gewinn heim, der ihn reich und glücklich macht. Karl L. Born hat niemals mit seiner Zeit, auch nicht mit mühseligen Nachtstunden geheizt, wenn es galt der Gesellschaft zu helfen. Und wieviel er in der Zeit seiner Krankheit unter Schmerzen und Aufbietung seiner schwächer werdenden Kräfte für die Vorbereitung des Jubiläums und die Drucklegung der Festschrift getan hat, das wissen alle seine Nächsten, die ihm mit Sorge vom Gesicht ablasen, dass er sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte. So fügte es sich denn auch, dass das Fest mit Bankett und Jubel ohne ihn abgehalten werden musste. Grüsse, Gaben, Blumen brachten ihm Zeugnisse der Teilnahme und Freundschaft ans Krankenlager. Aber seine Stimme wurde nicht mehr gehört. Besuche in seinem Spitalzimmer gaben die Überzeugung, dass ein schleichendes Übel schlimmster Art an der Zerstörung seiner Kräfte unaufhaltsam arbeitete und in absehbarer Zeit das Werk vollendet haben musste.

Seine Erscheinung war überaus charakteristisch. Schlank, mager und nur mit dem Notdürftigsten ausgestattet, was der Mensch braucht, um seine Gestalt zu tragen und zu bewegen, frühzeitig kahlköpfig, fesselte er durch die lebendige Ausdruckskraft seiner Züge, die scharf und nicht ohne feine Formen waren. Ein sprechendes Auge verriet eine nicht gewöhnliche Intelligenz, die sich freilich nicht zur Schau stellte, sondern oft die stärkere Form des Schweigens und Abwartens mit Klugheit wählte, um im richtigen Augenblick entschieden und ungeschminkt sich zur Geltung zu bringen. Unter einem breitränderigen Künstlerhut von ausserordentlich romanti-



KARL L. BORN
1864—1914

scher Schattenwirkung hielt er sein wohl von jeher hohlwangiges Gesicht in einem wirkungsvollen Halbdunkel. Er sprach mit hoher, oft schriller Stimme, die in Versammlungen alles durchdrang. Sein geschmeidiger Körper gab sich mit einem gewissen Geschmack für das Ungezwungene und künstlerisch Formlose, sowohl in der Geste des Redners als bei der Unterhaltung, auf der Strasse wie in der Sitzung. Niemals beobachtete man an ihm die ausweichende Nachgiebigkeit des Verlegnen. Er war immer aufrichtig, klar, überzeugt und nie von langer, suchender Überlegung. Mit fast romanischer Lebhaftigkeit stellte er sich immer mit einem ganz einheitlichen und deutlichen Eindruck vor Dinge und Menschen und gewann dadurch schnell und sicher. Man wusste immer, woran man mit ihm war.

Wer in die Tagebücher Karl Borns Einsicht gehabt hat und sich ihm in vertrautem Umgange hat nähern können, weiss, dass seine ernste und pflichttreue Natur viel mit religiösen und ethischen Fragen beschäftigt war, für die er nach einer persönlichen Antwort suchte. Es widerstrebte ihm, sich in Gewissenssachen irgend welcher Zwangsform zu fügen und bei der Offenheit seines Charakters konnte es nicht fehlen, dass er seinen Freunden gegenüber mit dem, was er sich zu recht gelegt hatte, gelegentlich an den Tag kam.

Aber er machte aus solchen Angelegenheiten, wenn sie ihm auch nahe gingen, keine Sache unduldsamen Eigensinnes. Denn es wohnte im Grunde seines Herzens eine fröhliche und einfach bescheidene Genügsamkeit. Wohl fand er auch die spitzen Waffen der Ironie und des Witzes, um sich zu wehren oder gegen Rancunentum vorzugehen, aber es war ihm natürlicher, Zwiespalt und Widerspruch in Humor aufzulösen. In der Gesellschaft war er der berufene Festordner für den gemütlichen Teil an Jahresfeiern und geselligen Vereinigungen. Er hatte früh schon gelernt, auf dem Pegasus einen Ritt ins romantische Land der Knittelverse und Dilettantenpoesien zu unternehmen und er kommandierte seine Muse ohne Nachsicht, wenn es galt Ungereimtes in lustigen Reimen zu sagen oder die Spannung am ästhetischen Himmel der Kunstpolitik durch eine Parodie oder eine persiflierende

Dialogszene zu vertreiben. Dann war er selbst ein grotesker Interpret seiner Gedichte und seine poetischen Begrüssungen verfehlten niemals ihre Wirkung. Als Coupletsänger und Mandolinenspieler stand er da, ein hochgestelzter Komiker und dünnbeiniger Kunstschwärmer, wie eine Erscheinung aus der Spitzwegmappe, schrill, drollig und von eckiger Zappligkeit — jedenfalls des Lacherfolges immer sicher. Von seinen Scherzen und Monologen, seinen Ansprachen und Prologen, ist noch vieles in bester Erinnerung. Manches hat sich in seinen wohlgeordneten Mappen erhalten: Der Kunsttrepel, Auch ein Parisurteil, Der Maler an der Himmelstür und anderes.

Daheim hatte er sich in einem kleinen Dachstübchen nach Norden hinaus ein Atelier eingerichtet und es mit Skizzen und Blättern, mit einem farbenfrohen Paradiesvogel, mit japanischem Flitter und erinnerungsreichen Photographien zu einem Poetenwinkel und zur Künstlerwerkstatt ausgestattet. Hier hielt er mit allem Haus, was ihm an Zeit und Kraft, an Freuden und Ehrgeiz nach schwerer Arbeit geblieben war, und obgleich er dafür sorgen musste, seine Leinwand in bescheidenen Massen zu halten, weil sie sonst in dem engen Raum für den Maler keinen Platz übrig liess, war er hier doch in dem Königreich seiner Begabung absoluter Herrscher und glücklicher Diener zugleich. Hier schien die Sonne Capris und der sanfte Mond elegischer Nächte. Bis hier hinauf reichte kein Kummer und selbst der Amtsbote der Pflicht und des Geschäftes, der seine Opfer überall findet, durfte nie die Stufen zu diesem Tusculum beschreiten. Von aussen war das Atelier unzugänglich wie ein Malepartus, von innen ein trauliches Wolkenkuckuksheim, in dem die genügsame Natur des Malers, die draussen klug und umsichtig ihren Weg ging, alles von sich warf, was sie bedrückte, die sich hier in Einsiedlergespinnste verwickelte, in Künstlerträumen schwelgte, bei lustiger und flinker Arbeit mit Pinsel und Palette hantierte oder kalligraphisch schöne Verse schrieb, die hier die guten Hausgeister des Humors und der mit sich allein beschäftigten Gemütlichkeit in ihrem Heim zu Gaste lud.

Freilich, der Karl Born, der von hier an seinen eigent-

lichen Beruf ging, war ein vielgeplagter und gehetzter Mann. Er ist am 28. November 1864 zu Frenkendorf (Baselland) geboren und gehörte zur Heimatgemeinde Niederbipp im Kanton Bern. Sein Vater war Uhrenarbeiter, seine Mutter Dorfschullehrerin und Weissnäherin. In früher Jugend zog er mit den Eltern nach Biel, wo sich für sie bessere Arbeitsgelegenheit bot. Die Familie „lebte in sehr dürftigen Verhältnissen“. Aber das Kind genoss die liebevollste Pflege.

Er war das älteste von mehreren Kindern. Seit 1870 besuchte er die Primarschule in Bern, wo er in der Kesslergasse wohnte. Schon in der Postgasssschule, als noch Herr Glur sein Lehrer war, empfand er grosse Lust zum Malen, er „schaffte sich nach und nach Ölfarben an und begann aus sich selbst zu malen“. Als Vierzehnjähriger malte er „in den Zwischenstunden“ für die Schule Zeichnungen in Öl, Aquarell und Sepia. Er wäre gar zu gern Maler geworden, weil ihn ein Landschaftler, Herr Kunstmaler Wymann versicherte, Talent zu haben. „Aber das kostet enorm Geld, und man muss sich nach der Decke strecken.“

Von 1880—1883 besuchte er das Lehrerseminar auf dem Muristalden, „der christlichen Erziehung wegen“, wie er in seinem Lebenslauf, den er als 16jähriger Jüngling schrieb, sagt. In diesem Schreiben bittet er auch den lieben Gott, er möge ihm seinen Segen dazu verleihen, auf dass er das Examen bestehen kann, um später als Lehrer „treu und weise unter seinen Schulkindern lehren zu können“. 1883 schloss er am Seminar ab, um dann an die Berner Kunstschule überzugehen, wo er unter Paul Volmar zum Zeichenlehrer ausgebildet wurde. In seiner Bildung ist er demnach von Anfang bis zu Ende ein bernisches Produkt. Seminar, Kunstschule und eignes Studium haben ihm auch die Grundlagen zu den landschaftlichen Versuchen gegeben, in denen er das Beste als Autodidakt lernte. Er ist also ein self made man in litteris et artibus. Denn auch seine kunstgeschichtlichen Kenntnisse, die recht bedeutend waren, hat er sich durch Lektüre und eignen Spürsinn in Bibliotheken, Museen und Sammlungen erworben. Kein Lehrer hat ihn geleitet. Aber er hatte an Hans Auer einen wohlwollenden Freund und an dem Künstlertum des aus-

gezeichneten Architekten einen Mentor auf dem Gebiete der Baugeschichte. Ich habe ihn in einem etwas seltsamen Saal der Kunstschule ziemlich unter dem Dache über die Formprobleme der Gotik dozieren hören und seine Sachkenntnis in technischen, künstlerischen und historischen Dingen bewundern müssen, um so mehr, als sie sich von gewagten Theorien und spirituellen Phantastereien völlig frei hielt. Später hat er seine Kenntnisse durch eigene Anschauung auf Reisen in Italien und dem nördlichen Frankreich glücklich erweitern können. In diesen Studien und Erinnerungen schwelgte er gerne. Italiens Zauber hatte es ihm angetan und er zehrte von den Bildern, die er dort empfangen, wie von einem grossen Kapital, das ihm sein geistiges Leben durch reichliche Zinsen verschönte. Was er sich erworben hatte, war ein Besitz persönlicher Art, an dem ihm jede Einzelheit teuer blieb. Jakob Burckhardt hat von seiner ersten italienischen Reise den Ausspruch getan, dass er sich unter den damaligen Reiseverhältnissen alle Dinge genauer angesehen habe, als die Fachmänner von heute, da man „nicht habe wissen können, wann man wiederkehren würde um zu repetieren“. Mit einer ähnlichen Intensität in langen durstigen Zügen hat auch unser Born Italien genossen. Er brachte genug heim, um in der Vaterstadt manchen Abend der Kunstgesellschaft mit seinen Erfahrungen in wohl vorbereiteten Vorträgen oder in schnell improvisierten Erzählungen ausfüllen zu können. Der selbsterworbene Besitz haftet besser und länger und vor allem, er steht seinem Herrn ganz und gar zur Verfügung, weil an jedem Teilchen der saure Schweiss der Arbeit und die Freude des Erwerbens ihre unauslöschliche Kennmarke zurücklassen. Es war ihm nicht um den wohlgefüllten Schulranzen zu tun, als er von Bild zu Bild wanderte. Er besass das fröhliche Temperament des Hans im Glück, der auf der Walz froh ist, frei zu sein und leichter den Fuss voranzusetzen, weil ihm die Sonne scheint und das Herz froh lacht. So hatte er italienische Volkslieder im Kopfe, die er auf der Laute hübsch zu begleiten verstand, einen ansehnlichen Sprachschatz aus der italienischen Reisekonversation, eine Menge Skizzen und Aquarelle im Buche und das Herz voll der heitersten Bilder

ungebundener Laune und lebensfroher Wanderlust, als er im Herbst 1892 wieder in Pflicht und Amt zurückkehrte.

Im Sommer 1893 tritt er seine zweite italienische Reise an. Am 6. April verlässt er Bern, geht über den Gotthard nach Mailand und Genua und von dort mit einem Lloyd dampfer nach Neapel. Am 11. April verlässt er das Schiff und bleibt bis 25. April in Amalfi, Sorrent, in Pompeji und Neapel, um sich ganz an die Sorglosigkeit des Südens zu gewöhnen. Dann setzt er nach Capri über und verlebt bis 9. Juli glückliche Wochen fleissiger Arbeit an der Staffelei. Gelegentlich bringt ihn ein „moralischer Kater“ aus dem Gleichgewicht. Aber er rafft sich immer wieder zum Studium auf und bringt wohlgefüllte Mappen heim, die ihn auf Jahre hinaus bei Unterricht und eigener Arbeit mit immer frohen Anregungen versorgen. Sein ausserordentlich zuverlässiges Gedächtnis verlängerte Wert und Freude seiner Reiseeindrücke ins Unbegrenzte. Die mühsam zusammengetragenen Ersparnisse, ohne die er den Weg über die Alpen nie hätte antreten können, trugen nicht wenig dazu bei, jeden Augenblick unter der Sonne Italiens mit einer besonderen Wonne und verschärftem Pflichtgefühl auszukosten.

Er hatte die Reise als Maler gemacht und die langen Stunden intensiver Anspannung beim Aquarellieren, Zeichnen und Skizzieren haben ebenfalls geholfen, die Eindrücke zu vertiefen und fest einzuprägen. Auch genoss er bei der Lebhaftigkeit seines Wesens nachhaltig die Freude des Verkehrs mit gebildeten Reisefreunden und erwarb sich bei dem naiven und vertrauenden Landvolk sehr bald Zuneigung und Freundschaft, so dass mancher Wurzelfaden seines Wesens in die paradiesische Schönheit Süditaliens eingedrungen war, als er sich endlich schmerzlich losreissen musste, um wieder heimzukehren. 1895 ist er bei seiner grossen Landschaft, dem Herbstbild aus der Elfenau so beschäftigt, dass er alle Musse und freien Kräfte nur dieser Arbeit widmet. Zu seiner Freude wird das Bild auf der Turnusausstellung in Basel angenommen und findet später sogar einen Käufer. Es befindet sich jetzt im Museum in Aarau. Die Sommerferien verbringt er an der Grimsel und im Lötschental.

Erst 1901 kann er wieder eine grössere Studienreise unternehmen, die ihn diesmal nach Frankreich führt. Über Troyes und Paris geht er nach Beauvais und Rouen, dann nach Bayeux und Caen, später nach Brüssel und Antwerpen. Vom 16. Juli bis Mitte September ist er unterwegs. Aus dem Reisetagebuch gewinnt man das Bild eines aufmerksamen Beobachters, der mit beinahe gelehrten Interessen einem Problem nachgeht, um es systematisch zu verfolgen und den Studiengewinn als einen wissenschaftlichen Beitrag heimzuführen. Es ist die Gotik, die ihn interessiert. Mit beneidenswerter Schärfe zeichnet er architektonische Einzelheiten in sein Skizzenbuch, Profile, Ornamente, Masswerk, Fensterrosen, Wimperge, Turmspitzen und sichert sich diese selbsterworbenen Studien durch Auszüge aus französischer Literatur und historischen Werken. In den Galerien können wir ihn von Saal zu Saal und von Bild zu Bild verfolgen, denn im Louvre, in Cluny, auf Ausstellungen und Auktionen, im Pantheon und in Notre-Dame hält er die Eindrücke in kurzen Notizen oder in sicheren Skizzen fest. Mit seinem Urteil steht er ganz auf dem Boden einer halb wissenschaftlichen, halb malerischen Kunsterfahrung, die ihm das Auge empfänglich macht selbst für allermodernste Probleme der impressionistischen Malerei, die ihn aber andererseits in den Kunstschatzen der grossen Museen sicher und glücklich geleitet.

Im Jahre 1903 vom April bis Mai geht er zum zweiten Male nach München, das er schon früher mit aufrichtigem Entzücken kennen gelernt hatte. Hier scheint sich mehr noch als in Paris sein Kunsturteil geklärt und zu persönlichen Einsichten gefestigt zu haben. Denn er musste Stellung nehmen zu dem Umschwung, den die deutsche Malerei seit der ersten Sezessionsausstellung durchgemacht hatte. Er tat dies in seiner gewissenhaften Art, im Herzen ein getreuer Bewunderer der Kunst Arnold Böcklins, mit dem Verstand aber bereits jener Problematik sich zuneigend, die damals in jedem Atelier und jeder Ausstellung jedes künstlerische Gemüt tief bewegte. Die Fahrten ins Ausland wurden ihm derart wahre Bildungsreisen, und es lag nicht in seiner Natur, mit dem erworbenen Gut zu knausern. Er hat es freiwillig ausge-

schüttet im Hörsaal, wenn er seine Vorlesungen über Kunstgeschichte abhielt, und ebenso im Sitzungssaal der Kunstgesellschaft, wenn es galt, den heimischen Freunden Rechenschaft zu geben von dem Kunstleben des Auslandes, um auf diese Weise die alten Gewohnheiten weiter zu pflegen, die schon in den ersten Jahren nach der Gründung der Gesellschaft jene Mitglieder angenommen hatten, die in Paris, Düsseldorf oder München Künstlerateliers aufsuchten.

Mit instinktiver Sicherheit schliesst er sich an das Herkommen an und wird derart in vielen Zügen zur wieder-
aufgelebten Figur des alten Sigmund Wagner, aber modernisiert und in demokratischem Geiste.

Alle loben die anregende Frische seines Unterrichtes und die immer aus eigener Erfahrung geschöpfte Anschaulichkeit seiner Lehre. Er hatte kein knöchernes System und war kein Schablonenreiter. Die Natur war, wie sich das bei einem Manne von seinem Schlage von selbst versteht, in seiner Kunst und seiner Lehre Anfang und Ende. Kaum einer hat in der Umgebung Berns die malerischen Schlupfwinkel der Aarelandschaften, des Forstes, der Zugänge zum Emmen- und Gürbetal gekannt wie er. Überall wo ein paar schön gewachsene Baumgruppen standen, wo Weiher und Tümpel hübsche Spiegelungen und Vordergründe gaben, wo sich das Berner Bauernhaus an die Hänge und Haage der leichtgewellten Hügel anschmiegte, wo ein hübscher lauschiger Fussweg ins Gehölz führte, da hatte er als Maler Posto gefasst und mit Buch und Stift, mit Staffelei und Palette allein oder mit seinen Schülern die eigensten Reize der Landschaft, in der er gross geworden war, erspäht und mit künstlerischem Verständnis festgehalten. Nur dort, wo er mit eignen Sinnen sich lange orientiert hatte und wo er in dem offenen Buche der Natur mit der Geläufigkeit las, die oft wiederholte Lektüre mit sich bringt, war sein Landschafterauge und Lehrtalent in voller Sicherheit. Hier war er Fachmann, aber mit dem warmen Herzen des Liebhabers und Naturfreundes. Als Praktiker lehrte er Liebe zur Heimat und Verständnis der nächsten Umgebung, weil er daraus selbst die Freude schöpfte, die sein ganzes Wesen erfüllte. In seltsamem Gegensatz dazu steht die wehmütige und ma-

lerisch durchsichtige „Mondlandschaft“, die das Kunstmuseum in Bern erworben hat.

Er war keiner von denen, die ihr Pfund vergraben und so bedurfte er einer Aufgabe, die er ohne persönlichen Gewinn nur um ihrer selbst willen betreiben konnte. Es drängte ihn, grad weil er sich seinen eigenen künstlerischen Hausschatz so mühsam erworben hatte, in gemeinnütziger Arbeit andere an dem eigenen Besitz teilnehmen zu lassen. Die Bernische Kunstgesellschaft, die im hundertjährigen Bestehen so oft Idealisten seiner Art unter sich gesehen hatte, nahm auch diesen kunstbegeisterten Lehrer und Maler in ihrem Kreise auf. Vom ersten bis zum letzten Tage seiner Mitgliedschaft, d. h. während fast 25 Jahren hat sie von seiner Uneigennützigkeit einen Gewinn gehabt, der kaum einzuschätzen ist. Nicht einmal aus den Protokollen, die er während dieser Zeit führte, lässt sich seine Arbeit genau feststellen, weil er immer dazu geneigt war, seinen eigenen Anteil an Mühen und Erfolgen zu verschweigen, anstatt ins rechte Licht zu setzen. Aber die vielen Bände, die mit seiner schönen, klaren und immer gleichmässigen Handschrift gefüllt sind, reden deutlich von seinem Verdienst. Seinem Entwicklungsgange nach war er fast notwendig ein streng konservatives Mitglied im künstlerischen Leben, aber gerade auf seinen Reisen hatte sich sein Gesichtskreis erweitert und er war in vielem über die Grenzen der Kunstschule und der heimatlichen Bewertung des Neuen und Vorwärtstrebenden weit hinausgegangen. Er hatte Verständnis für alles Moderne, besass aber auch Kritik genug, um es nicht blind und ohne eigne Überzeugung anzunehmen.

Schon 1902 veröffentlicht er im Berner Tagblatt einen Aufsatz über die Bilder Ferdinand Hodlers, der mit bemerkenswertem Freimut und bereitwilligem Entgegenkommen für den Meister geschrieben ist. Auch innerhalb der Kunstgesellschaft hat er während der Krisis der neunziger Jahre einen liberalen Standpunkt inne gehalten und sich damit das Vertrauen der weiterblickenden Mitglieder bewahrt.

Aus dem Bericht, den er in der Festschrift zur Hundertjahr-Feier gegeben hat, ist sein Anteil an den Arbeiten für die Vereinsinteressen, wenn auch nicht scharf hervorgehoben,

doch deutlich erkennbar. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man einen guten Teil aller erfolgreichen Bestrebungen der Gesellschaft auf sein Konto setzt.

Sein Leben, das sich in einem engen Kreise und nicht immer im vollen Sonnenscheine sorglosen Glückes abspielte, umschloss derart die vielseitige Anregung, die jede nachdrückliche und selbstlose Tätigkeit im öffentlichen und gesellschaftlichen Gemeinwesen mit sich bringt.

Er war hervorgegangen aus den Kreisen der Mechanik und wurde ein Künstler. Er war erzogen in der Enge des Gewerbefleißes und bildete sich aus zum freien Maler, der die Welt gesehen hatte und in seiner Musse an schöpferische Probleme herantrat. Er war auf den schmalen Weg eines Schullehrers getreten und lebte in seiner Vaterstadt als öffentliche Persönlichkeit und Ratgeber in allen künstlerischen Angelegenheiten. Er war angewiesen auf einfache Lebensweise, auf Sparpfennig und Notgroschen, aber er hinterliess den Seinigen einen ansehnlichen Besitz und der Kunstgesellschaft ein wertvolles Erbe an Bildern und Skizzen, die er zugunsten der Aeschlimannstiftung „für arme, aber brave Talente“ bestimmte, ein Legat in bar und eine stattliche Reihe von Büchern und Abbildungswerken. In allem hatte das Schicksal diesen Menschen auf kleine Verhältnisse angewiesen und er ist durch eigene Kraft und rührigen Fleiss in menschlicher und künstlerischer Beziehung über die engen Grenzen seiner Geburt und Erziehung in die Freiheit künstlerischen Menschentums hinausgewachsen.
